

Der ostdeutsche Blick. Erinnerungskultur in Sachsen-Anhalt

Gedenkrede zum Volkstrauertag im Landtag von Sachsen-Anhalt am 19. Nov. 2023

Christoph Volkmar

Sehr geehrter Herr Präsident des Landtages, Herr Dr. Schellenberger,
Sehr geehrter Herr Vorsitzender des Volksbundes in Sachsen-Anhalt, Herr Erben,
sehr geehrte Abgeordnete und sehr geehrte Mitglieder der Landesregierung,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

darf man angesichts der täglichen Schreckensmeldungen aus dem Heiligen Land an längst verblichene Kriegstote des Wilhelminischen Kaiserreiches erinnern? Darf man angesichts des Abwehrkampfes des ukrainischen Volkes gegen einen mächtigen Aggressor an jene deutschen Kriegsoffer erinnern, die als Rädchen im Getriebe der nationalsozialistischen Kriegsmaschinerie ebendort vor 80 Jahren Gewalt ausübten, ganz klar also Täter waren?

Ich glaube: man darf nicht nur, man muss. Daher möchte ich heute über die Notwendigkeit einer eigenständigen Erinnerungskultur in Sachsen-Anhalt sprechen und darüber, warum die Auseinandersetzung mit den Schattenseiten der eigenen Geschichte, das aktive Erinnern und das offene Trauern keine Selbstbespiegelung sind, sondern Teilhabe an der globalen Zivilisationsaufgabe, das Beste der Menschheit zu suchen.

Und ich möchte darüber sprechen, warum wir im Osten Deutschlands eine besondere Verantwortung haben, die erweiterte Definition des Volkstrauertages mit Leben zu erfüllen. Denn es gilt, nicht nur der Toten zweier Weltkriege zu gedenken, sondern auch auf die Jahre nach 1945 zu blicken, auf Kriegsfolgen und auf Gewalterfahrungen, auf das zersetzende Gift der stalinistischen Diktatur wie auf die Vorbilder freiheitlichen Aufbegehrens. Ostdeutsche Erinnerungskultur ist hier vielschichtiger, sie muss ein Mehr bewältigen, und darf diese Perspektiven mit viel Selbstbewusstsein einbringen in die gesamtdeutsche Erinnerungskultur.

Denn deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert, meine Damen und Herren, kann sich nicht in der Meisterzählung einer glücklicher davongekommenen Bundesrepublik West erschöpfen. Sie muss gleichberechtigt ostdeutsche Erfahrungswelten in ihrer ganzen Breite durchmessen ebenso wie die Erinnerung derjenigen, die jenseits von Oder, Neiße oder Erzgebirge lebten und ihre Heimat für immer verloren.

Darüber möchte ich zu Ihnen sprechen als Kind dieses Landes und seiner Friedlichen Revolution, als Vertreter einer gerade eben noch jungen Generation, die im Frieden aufwachsen durfte, der sich ungeahnte Chancen eröffneten, und die doch die Narben der Gewalt wahrnimmt, die Körper und Seelen der Älteren zeichnen und die nachfolgenden Generationen eingeschrieben sind, und zwar nicht metaphorisch, sondern physisch konkret, das lernen wir gerade durch die neuen Wissenschaft der Epigenetik.

Wo beginnen wir? Sicheren Grund bietet uns das Credo jeder deutschen Staatlichkeit nach 1945: „Nie wieder!“ Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg von deutschem Boden, nie wieder Judenhass! So klar, und doch nicht einfach, ja wir erleben es gerade wieder, nicht einmal unwidersprochen. Warum also genügt es nicht, jenes entschlossen und emphatisch vor der Geschichte bekannte „Nie wieder!“?

Nun, weil sich die Zeiten immer wandeln und mit ihr die Gesellschaft. Weil selbst individuelle Erinnerung verblasst im Laufe der Jahre. Weil kollektive Erinnerung noch viel mehr im Fluss ist, weil sie aktiv weitergetragen werden muss von der Erlebnisgeneration zu den Nachgeborenen oder zu den neu Hinzugekommenen, kurz: weil das kulturelle Gedächtnis ständiger Aktualisierung und Pflege bedarf. Es heißt eben nicht umsonst: Erinnerungsarbeit.

Wie kann sie gelingen? „Nie wieder!“ Das ist ein fester Grund, und doch zugleich nicht mehr als ein Anfang. Es geht um Erforschung und Kontextualisierung, um Vermittlung und Verstehen, um Orte und Zeiten, um Rituale und um disruptive Kreativität, um Beteiligung und Immersion, um Verständigung und Versöhnung. „Nie wieder?“, ja natürlich, aber dafür braucht es eben vor allem ein „immer wieder“. Immer wieder, in jeder Generation neu, und in der ganzen Breite der Gesellschaft muss das kollektive Gedächtnis abgerufen, aktualisiert und aktiv vermittelt werden.

Es kommt dabei, davon bin ich überzeugt, ganz besonders darauf an, keine Glaubenssätze oder gar Mythen weiterzutragen. Sondern stattdessen immer wieder Geschichte in ihrer Komplexität und Abstraktheit auszubuchstabieren im Erleben und Handeln und Leiden von echten Menschen. Das heißt, historische Akteure in der Ergebnisoffenheit ihrer Entscheidungen erfahrbar zu machen und in ihren überzeitlichen Folgen ihres Tuns erfassbar. Deshalb ist Erinnerungskultur umso glaubwürdiger, je weniger stromlinienförmig sie daherkommt, je pluraler sie Reizfiguren, Halbschatten und Widersprüche zulassen, unterschiedliche Sichtweisen vermitteln und nicht zuletzt historische Vorbilder in ihrer menschlichen Unvollkommenheit annehmen kann. *Simul iustus et peccator*, Gerechter und Sünder zugleich

ist der Mensch, dies wusste schon unser Landsmann Martin Luther. Wissen wir es noch und vor allem, können wir es aushalten?

Erinnerungsarbeit ist anstrengend, aber sie ist auch mitreißend. Denn sie bietet die Chance auf eine Begegnung über die Generationen hinweg. Das Gespräch mit der Vergangenheit ist eine identitätsstiftende Erfahrung, die zu einer echten Quelle der Kraft werden kann für die Gestaltung von Zukunft.

Dazu dürfen sich die Nachgeborenen freilich nicht auf das sichere Hochufer moralischer Überlegenheit flüchten. Denn ehrliche Begegnung erfordert Augenhöhe. Der Begründer der modernen Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, geboren in Wiehe an der Unstrut, wusste dies und sagte es so: „Jede Generation ist unmittelbar zu Gott.“ Das ist nicht mehr unsere Sprache, aber ihr Sinn ist doch klar: Alle Menschen sind gleich, auch über die Zeiten hinweg. Sie fair zu behandeln bedeutet, sie in ihrer Zeitgebundenheit zu verstehen. Auch das muss man heute wieder lauter sagen.

Erinnerungsarbeit braucht also Kopf und Herz zugleich, sie dürfte auch in Zukunft kaum KI-fähig sein. In unserer entgrenzt digitalen und von Reizen überfluteten Welt bedarf sie, davon bin ich fest überzeugt, unbedingt der festen Verortung im analogen Hier. **Zum Beispiel**, und bitte gestatten Sie mir jetzt diese lokale Engführung, weil sie es erlaubt, konkret zu werden, **hier in Magdeburg**.

Hier in Magdeburg, dieser wieder und wieder geschundenen Stadt, lässt sich lebendige Erinnerungskultur auf Schritt und Tritt, in Bild und Tat entdecken. Für den Magdeburger Dom hat Ernst Barlach 1929 eine Trauergruppe zum Gedenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges geschaffen. Sie vermag Menschen bis heute anzurühren. Hier von Magdeburg aus, der einstigen Festung, Großkaserne und Panzerschmiede, hat der Christ und Jurist Lothar Kreyszig, vor 125 Jahren geboren, mit seiner „Aktion Sühnezeichen“ junge Menschen zur Versöhnungsarbeit aufgerufen. In den von Deutschen verwüsteten Ländern und in Israel leisten diese kirchlichen Jugendgruppen seit 1958 und bis heute handfest und symbolisch zugleich ihre Friedensdienste.

Erinnerungskultur, meine Damen und Herren, darf in einer uralten Stadt wie Magdeburg aber auch nicht allein auf die Diktaturen und die Weltkriege des 20. Jahrhunderts schauen. Barlachs Skulpturen teilen ihren Schmerz mit einer anderen vom Schicksal Gebeugten, der Trauernden Magdeburg in der Johanniskirche. Denn der älteste Volkstrauertag hier in Magdeburg ist der 10. Mai. Schon seit 1684 wurde er jährlich begangen. Er erinnert an die Schrecken des

blutigsten Massakers des Dreißigjährigen Krieges, als die größte Stadt im Osten des Reiches gänzlich ausgelöscht wurde. Zehntausende starben, und tausende Frauen und Mädchen mussten in der eroberten Jungfrauenstadt dieselben abscheulichen Verbrechen erleiden wie jüngst die Ukrainerinnen in den Kellern von Butscha und die Opfer der Terroristen in den Kibbuzim der Wüste Negev.

Kriegsverbrechen verjähren nicht und wir erinnern uns ihrer aus Mitmenschlichkeit, die sie vielleicht Anna, Marie, Johanna oder Margarethe hießen und hier in Magdeburg am 10. Mai 1631 von enthemmten Soldaten gequält und ermordet wurden. Im Kuratorium Friedensforum Johanniskirche 1631–2031 haben sich Magdeburgerinnen und Magdeburger zusammengeschlossen, um das Gedenken an den 10. Mai weiterzutragen und dem kollektiven Trauma der mehrfachen Kriegszerstörung dieser Stadt ebenso Raum zu geben wie den Lebensgeistern des Wiederaufbaus. Bis zum 400. Jahrestag 2031 soll eine Dekade des Erinnerns, der Diskussion und der Verständigung über Konflikte und Kriege von der Elbe ein starkes Signal für den Frieden aussenden.

Hier in Magdeburg mit seiner mehr als tausendjährigen jüdischen Geschichte, freuen wir uns dieser Tage – und wir freuen uns unbändig – auf die Rückkehr einer Synagoge in unser Stadtbild, weil jüdisches Leben in unsere Mitte gehört. Zugleich gedenken wir des Zivilisationsbruchs der Schoah, jenen Jüdinnen und Juden, die Heimat und Leben durch deutschen Rassenwahn verloren. Engagierte Bürgerinnen und Bürgern erinnert durch Stolpersteine an diese Magdeburger Schicksale, viele Schulklassen und auch das Stadtarchiv unterstützen ihre unermüdlichen Recherchen. 700 Stolpersteine sind es schon geworden. Indem sie vor den einstigen Wohnadressen verlegt werden, zeichnen sie zugleich jene mittelalterlichen Straßenzüge der Altstadt nach, die seit den 1960er Jahren verschwunden sind.

Hier in Magdeburg lässt sich überhaupt gut beobachten, warum Schulprojekte immer ein Jungbrunnen und oft sogar ein Königsweg der Erinnerungskultur sind. Nur wenige Schritte sind es vom Landtag bis zum Zeitstrahl und zur Gedenktafel für die Magdeburger Opfer des Eisernen Vorhangs in der Lothar-Kreissig-Straße. Sie gingen 2021 aus einer Zusammenarbeit des Stadtarchivs und des Stadtplanungsamtes mit zwei Schulen hervor. Schülerinnen und Schüler des Geschwister-Scholl-Gymnasiums haben 15 Lebenswege recherchiert, die tragisch endeten. In intensiven Debatten entschieden sie sich bewusst dafür, auch an jene Menschen zu erinnern, die aus Verzweiflung über das Grenzregime einfach nicht mehr weiterwussten wie die gebürtige Französin Nadine Klinkerfuß, Mutter von vier Kindern, die sich nach einem gescheiterten Fluchtversuch 1979 in ihrer Magdeburger Küche das Leben nahm.

Ein anderes Zeitzeugenprojekt „Jugend im Juni“ setzte in diesem Jahr auf Augenhöhe in der Begegnung zwischen den Generationen. Eine einfache Idee: Die Magdeburger Jugend von heute spricht mit der Magdeburger Jugend vom 17. Juni. Vom 17. Juni 1953, jenem Augenblick der Freiheit, als allein in dieser Stadt 50.000 Menschen gegen die SED auf die Straße gingen, als nur noch sowjetische Panzer den Sozialismus siegen ließen und als hier in Magdeburg 9 Menschen mit ihrem Leben bezahlten.

Am Anfang stand die bange Frage: Würden wir noch Zeitzeugen aus der damaligen Jugend finden? Und wie! Von den fast 100 Rückmeldungen, die wir in wenigen Tagen erhielten, waren wir völlig überwältigt. Viele Zeitzeugen aber begannen das Gespräch mit einem Bekenntnis wie diesem [Zitat]: „Außer mit meinem Mann habe ich noch nie über meine Erlebnisse vom 17. Juni gesprochen“. Was sagt das aus über den Stand unserer Erinnerungskultur drei Jahrzehnte nach der Friedlichen Revolution? Wann eigentlich wollten wir den Menschen Gelegenheit geben, ihre ganz persönliche Geschichte zu erzählen? Es ist höchste Zeit, die Erlebnisgeneration zu Wort kommen zu lassen, damit langes Schweigen doch noch überwunden wird und diese Lebenserfahrungen – ob bedrückend, ob berührend, jedenfalls beeindruckend – nicht für immer verloren gehen. Oftmals sind diese biographischen Perspektiven bis heute nicht in den Speichergedächtnissen der Museen und Archive gesichert, anders als die Dokumente staatlicher Repression. Wollten wir aber diesen das letzte Wort überlassen?

Der Jugend von heute, hier den Schülerinnen und Schülern der IGS Willy Brandt, des Geschwister-Scholl-Gymnasiums und des Ökumenischen Domgymnasiums Magdeburg, aber auch ihren Lehrerinnen und Lehrern, verlangen solche Themen einiges ab. Partizipative Projekte machen die Jugendlichen zu Akteuren, sie werden zu Gesprächspartnern, Dokumentaren, Künstlern und Performern. Unterstützt von Experten, hier aus dem Stadtarchiv und aus der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, machen sie sich ein Bild. Es ist ein neuer Blick auf die eigene Lebenswelt, wenn Vergangenes gegenwärtig wird, wenn die Zeiten zusammenschnurren:

[Zitat] „[...] Dass hier Panzer gefahren sind, dass geschossen wurde“, erschütterte die Jugendlichen, denn es geschah eben nicht [Zitat] „weit weg [..., sondern] direkt vor unserer Haustür.“ Es sind Gespräche mit eben noch fremden Menschen, die in Tränen ausbrechen, wenn sie sich an staatliche Gewalt erinnern, und die durch ihre Emotionen Nähe zulassen. [Zitat] „Zu sehen, dass unsere Mitmenschen, denen wir beim Einkaufen oft achtlos begegnen, solche

Schicksale mit sich tragen, hat uns ein Stück weit erwachsener und bedachter gemacht“. Und es motiviert dazu, die Gespräche zuhause mit den eigenen Eltern fortzusetzen.

Darum, meine Damen und Herren, geht es mir, wenn ich von einer eigenständigen Erinnerungskultur in Sachsen-Anhalt spreche. Sie muss ostdeutsche Lebenserfahrungen zum Gegenstand machen und an die prägenden Erinnerungsorte der Menschen im Land anknüpfen. Diese Geschichte aber ist nicht einfach verfügbar. Sie muss aus der Verschiedenheit vieler ostdeutscher Perspektiven wiedergewonnen, in innerostdeutschen Gesprächsräumen diskutiert, von ideologischen Verfälschungen befreit, dabei aber wertschätzend, nicht entwertend, erzählt werden. Denn ich glaube fest daran, dass ein demokratisches Gemeinwesen im Boden der eigenen Geschichte Wurzeln schlagen muss, um widerstandsfähig zu bleiben und farbenfroh zu gedeihen.

Hier bei uns, wo auf den deutschen Nationalsozialismus eine Diktatur folgte, die die Siegermacht Sowjetunion den Menschen aufzwang, in der Millionen den aufrechten Gang im Alltag oder auf der Flucht ihr Leben riskierten, aber auch immer wieder Anpassung übten, um die Chance auf ein kleines Lebensglück zu ergreifen, hier, wo die Friedliche Revolution zur Sternstunde unseres Volkes wurde, das sich weder Freiheitswillen noch Lebensklugheit austreiben ließ. Denn: Die Ostdeutschen haben die DDR nicht geschaffen, aber sie haben ihr ein Ende bereitet. Ostdeutsche Erfahrungswelten und ostdeutsche Resilienz bereichern deshalb die Erinnerungskultur unserer Bundesrepublik und verdienen es, nicht selbstgerecht, aber selbstbewusst als Geschichte der Deutschen erzählt zu werden.

Aber kennen wir schon all diese Geschichten, die so lange beschwiegen werden mussten? Ist heute endlich Raum und Aufmerksamkeit für die Stimmen, die auch nach 1989 oft im Alltagsstress der Transformation untergingen? Was etwa weiß die deutsche Öffentlichkeit über das Schicksal von tausenden ostdeutschen Zivilisten, die im Oktober 1946 in die Sowjetunion verschleppt wurden, um dort jene High-Tech-Betriebe neu aufzubauen, die hier in Magdeburg und andernorts als Reparationsleistung demontiert worden waren? Wer kennt die Geschichten der vielen Frauen und Kinder, die mit in die Züge gen Osten einsteigen mussten, um ihre Männer und Väter auf die Fahrt ins Ungewisse zu begleiten? Erst im Frühjahr 1952 erhielten diese sogenannten Spezialistenfamilien die erlösende Nachricht, dass sie nach Deutschland zurückzukehren durften. In der alten Heimat angekommen wurden sie misstrauisch beäugt, weil sie russisch aussahen, aber deutsch redeten, und natürlich nicht darüber sprechen durften, was sie erlebt hatten.

Ich glaube, dieses und viele weitere Beispiele stehen für eine Aufgabe, der wir uns noch viel intensiver stellen müssen. Dabei lässt sich lokale Verortung stets mit europäischen oder globalen Perspektiven verbinden zu einer weltoffenen Erinnerungskultur. Einer Erinnerungskultur, für die der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge seit Jahrzehnten steht und die selbstverständlich die Geschichten jener einschließt, die neu zu uns gekommen sind. Wo wüssten wir das besser als hier in Magdeburg, wo der Wiederaufbau schon vor 300 Jahren nur gemeinsam mit Franzosen, Pfälzern und Wallonen gelang, hier, wo wir uns dem Austausch mit den Nachbarn in Osteuropa besonders verpflichtet wissen und diese Beziehungen aktiv pflegen, etwa durch den Kaiser-Otto-Preis, der im August die slowakische Präsidentin Zuzana Čaputová ehrte, oder durch den Lothar-Kreyssig-Friedenspreis, der vor wenigen Tagen in der Johanniskirche an Christoph Heubner verliehen wurde, den Vizepräsidenten des Internationalen Auschwitz-Komitees.

Denn wer seine Vergangenheit nicht kennt, wer sich das „Nie wieder!“ nicht immer wieder aneignet, dem fehlt der feste Grund, auf dem sich Zukunft bauen lässt.

Und so erlaube ich mir zum Abschluss einen Appell an Sie, die Sie als Volksvertreter in diesem hohen Hause den Menschen in unserem Land dienen. Stärken Sie die Erinnerungskultur in Sachsen-Anhalt! Unterstützen Sie die Akteure mit den notwendigen Finanzen, aber ebenso durch Ihre demonstrative Anerkennung, so wie sie heute den Schülerinnen und Schülern der Latina August Hermann Francke zuteilwurde. Stärken Sie die Erinnerungskultur in Sachsen-Anhalt aus Respekt vor den Vorangegangenen, als Richtschnur für die heute Handelnden und als beste Investition in die Jugend unseres Landes.

Damit es sein möge, wie es sich Richard von Weizsäcker auf dem Leningrader Friedhof Piskarjowskoje wünschte:

„Den Toten Erinnerung / Friede den Lebenden.“